

**Das vollständige Programmheft in Druckversion
können Sie für CHF 5.– an der Billettkasse und beim
Foyerdienst am Infotisch erwerben.**

VIRUS NEO-KAPITALISMUS

Ein Gespräch mit Simon Stone über «Engel in Amerika» im Jahr 2015

«Engel in Amerika» wurde in den Neunzigern, als es erstmals auf die Bühne kam, vor allem als Aids-Stück gelesen. Warum inszenierst du es 2015 zur Saisoneroöffnung in Basel?

Aids macht ja nur einen Teil des eigentlichen Inhalts aus; das Stück handelt genauso von religiöser Identität und vor allem von der ansteckenden Krankheit des Kapitalismus: vom Neoliberalismus in den USA und in Europa, dieser rechtsgerichteten, fremdenfeindlichen, geldgierigen Bewegung, von der wir gedacht hatten, sie käme nie wieder zurück.

Du warst der Überzeugung, die Zeit des Neokapitalismus sei endgültig vorbei?

Ja! Nach der Wahl Clintons, und später als Barack Obama Präsident wurde, dachte ich, Amerika, Europa und die ganze westliche Welt seien aufgewacht. Aber jetzt lassen diese rechtsnationalen Bewegungen Europa, Australien und Amerika aufschrecken. Unsere heutige Welt ist dem Konservatismus der Achtzigerjahre, der eine Reaktion auf die Liberalisierungen der Sechziger-, Siebzigerjahre war, sehr ähnlich. Vielleicht ist es sogar heute noch schlimmer als damals.

Der englische Soziologe Colin Crouch nennt seine neueste Untersuchung über den Neoliberalismus «Die bezifferte Welt».

Das ist ein guter Titel. Alles wird heute in Zahlen ausgedrückt. Allem kann eine Nummer gegeben werden. Das war schon Reagans Traum, und der ist in Erfüllung gegangen. Kushner wurde nicht müde zu warnen, dass die Welt zerbrechen würde, wenn wir weiterhin so egoistisch leben und dass «Krankheiten» die unwiderufliche Folge sein würden. Man heilt eine Seuche, eine nationale Katastrophe – wie zum Beispiel den Hurricane Katrina –, nicht mit den Mitteln eines Unternehmens, sondern ausschliesslich mit selbstlosem Handeln und Helfen. Das sehen wir jetzt bei der Flüchtlingskrise in Europa. Alle europäischen Länder sprechen von den Schwierigkeiten bei ihrer Bewältigung. Das zeugt von einem unternehmerischen Denken und nicht nicht von einer

spirituellen Haltung. Wir betreiben unsere Länder mittlerweile wie ein Business: Alles immer schön funktionstüchtig. Mit einem früheren Verständnis von Nation hat das nicht mehr viel zu tun. Die Tatsache, dass religiöse Prinzipien verloren gegangen sind, dient vielen Menschen als Entschuldigung dafür, heute viel egoistischer zu sein als früher. Interessanterweise schreibt Kushner sehr viel über Religion. Vor dem Hintergrund eines porösen Gewebes von religiösen und moralischen Gewissheiten beschreibt er die Suche eines modernen schwulen Mannes nach einer neuen Ideologie; die wirkmächtigste ist die des imperialen Kapitalismus. Er aber sucht eine Alternative. Dabei hat er eine sehr perverse Begegnung mit einem Engel, der nichts mit dem christlichen Verständnis von Engeln zu tun hat. Wonach er sucht, ist eine Art Einheit zwischen unkonventioneller Sexualität und Freiheit, Aufgeschlossenheit und gesellschaftlichem Miteinander. Das ist doch sehr schön.

Nicht nur eine Utopie?

Tony Kushner konnte in den Neunzigerjahren noch vom Ende der konservativen Weltordnung träumen, vom Ende des Kalten Kriegs zum Beispiel und von der Aufhebung von Grenzen. Darum ist das Stück auch so unglaublich hoffnungsvoll. Diese Hoffnung gibt es mittlerweile nicht mehr. Wenn man nach Russland schaut, sieht man ein Land, das von einer Handvoll reicher Männer regiert wird; wenn man in die USA schaut, sieht man ein Land, das von einer Handvoll reicher Männer regiert wird.

Die Schweiz ist Sitz vieler globaler Konzernzentralen, auch von hier aus wird das Weltgeschehen nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht gelenkt. Ist Basel deswegen ein guter Ort, «Engel in Amerika» zu spielen?

Die meisten von uns haben sich daran gewöhnt, dass die Welt von wenigen mächtigen Firmen gelenkt wird, und dass man die Leute, die die Regeln unseres Lebens erfinden, nie persönlich trifft. Wir nehmen das alles bereitwillig hin. In den Achtzigerjahren war die Frage, ob so die Zukunft sein würde bzw. sein sollte noch offen. Deshalb ist es gut, das Stück heute wieder aufzuführen, denn manchmal sollte man einfach zurückgehen. Das gilt auch für das Theater. Man besinnt sich ja auch auf Ibsen, wenn man über die moderne Familie sprechen möchte, weil er der erste war,

der sie entstehen sah. Werke, die zu Beginn einer neuen Ära geschrieben werden, haben etwas sehr Archetypisches. Genauso wie «Tod eines Handelsreisenden» nicht angemessen ersetzt werden kann, wird Kushners Stück nie angemessen ersetzt werden können, wenn man erzählen will, wie der Individualismus in einer neoliberalen, kapitalistischen Gesellschaft verloren geht.

In den USA wurde «Engel in Amerika» regelmässig aufgeführt, nicht aber bei uns; hast du eine Vermutung warum?

Man fand es vielleicht zu sehr verhaftet mit seiner Entstehungszeit und dem Ort der Handlung. Erst 20 bis 30 Jahre später kann man erkennen: Es ist tatsächlich ein Meisterwerk. Und darum sollten wir es wieder spielen; nicht etwa, weil es die beste Erklärung für die Zeit gibt, in der wir leben. Es ist für mich der erste moderne Klassiker und der jüngste Klassiker, den ich auf die Bühne bringen will, eines der grossen Stücke, die etwas wirklich Monumentales darstellen und im Repertoire der nächsten 200 Jahre bleiben werden. Die Realitätsebenen, die sich überlappen und Kushners Dramaturgie, damit umzugehen, das ist einfach brillant, genauso wie seine Technik, den Text von einem Moment zum anderen fliessen zu lassen. Wir achten genau darauf, was der Text auf dem Papier will. Und was er will ist: All diese Realitäten gleichzeitig existieren zu lassen. Daraus entsteht das Bild einer Gesellschaft, das kraftvoller ist, als wenn man linear von einem Ort zum anderen gehen würde.

Das entspricht unseren parallelen virtuellen Realitäten. War Kushner visionär?

Genau! Er war der erste amerikanische Dramatiker seit langem, der die Theaterdramaturgie neu definiert hat. In seiner offenen Dramaturgie haben viele Realitäten in einer Realität Platz. Das entspricht unserer modernen, komplexen und multioptionalen Welt.

Nochmal zurück zum Thema Aids. Als Kushner sein Stück schrieb war noch nicht klar, dass man eine wirksame Behandlung gegen Aids finden würde.

Es war auch noch nicht klar, ob man eine gute Lösung für die Zeit nach dem Zerfall der Sowjetunion finden würde. Sehr viel tragischer ist, dass man eine gute Behandlung gefunden hat und heute trotzdem noch Millionen Menschen

in Afrika daran sterben. Grund dafür ist, dass es den Infizierten in den USA und in der westlichen Welt nach einem harten Kampf gelang, Medikamente zu bekommen. Aber dazu braucht man Bildung und Infrastruktur. Insofern ist Aids kein Thema der Vergangenheit. Vielmehr muss man weiterhin darüber sprechen. Es gibt im Übrigen grossartige Filme, die sehr genau über Aids und die Zeit, als die Seuche ausbrach, erzählen, zum Beispiel «Paris is Burning», «How to Survive a Plague», «And the Band played On» und «Dallas Buyers Club» – und die sind für mich wichtiger als jeder Programmhefttext.